

Wochenkommentar 07/2024 von Matthias Zehnder

Was Franz Kafka uns heute zu sagen hatt



Bild: KEYSTONE/IBA-ARCHIV/Str

Portrait des Schriftstellers Franz Kafka (1883-1924), undatierte Aufnahme.

Am 3. Juni ist es hundert Jahre her, dass Franz Kafka gestorben ist. 2024 wird deshalb zu einem Kafka-Jahr: In einer ganzen Reihe neuer Bücher, in Ausstellungen, Theateraufführungen und Veranstaltungen wird an den vielleicht bekanntesten deutschsprachigen Schriftsteller erinnert. Darunter «Ein Kafka-Projekt» am Theater Basel, eine grelle, laute Tanzperformance. Ich hab mir die Aufführung angeschaut und war abgestossen von der Lärmigkeit dessen, was da auf der Bühne geboten wurde. Franz Kafka schrieb klar und mit poetischer Präzision. Als Jugendlicher habe ich seine Bücher geliebt, vor allem die kurzen Erzählungen. Seinen schwarzen Humor, seine lakonische Art, die rätselhaften Gleichnisse. Ich fand in seinen Texten jenes Gefühl der Fremdheit und Verlorenheit, das ich als Jugendlicher intensiv erlebte und bis heute aus Träumen kenne. Aus Ärger über das Kafka-Projekt im Theater Basel habe ich mich noch einmal in die Texte von Franz Kafka vertieft und mich gefragt: Was hat Kafka uns heute zu sagen?

Franz Kafka kam am 3. Juli 1883 in Prag als erstes Kind des jüdischen Kaufmanns Hermann Kafka und seiner Frau Julie zur Welt. Zeitlebens war er ein Aussenseiter. Als Jude im katholischen Prag, als Künstler in einer Kaufmannsfamilie, als Deutschsprachiger in Tschechien. Er studierte Jura, *nicht weil ihn dieses Fach besonders anzog, sondern weil er glaubte, es nebenher erledigen zu können und er dadurch nicht beim Schreiben be-*

einträchtig würde. Das Schreiben war es, was ihn wirklich anging, nichts anderes. So beschreibt es Rüdiger Safranski in seinem soeben erschienen Buch über Franz Kafka und sein Schreiben. Kafka selbst schrieb 1913 an seine Verlobte Felice Bauer: *Ich habe kein litterarisches Interesse sondern bestehe aus Litteratur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.*

Nach dem Studium arbeitet er als Jurist bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt und macht ganz eigentlich Karriere: In kurzer Zeit steigt er vom Aushilfsbeamten zum Obersekretär auf. Safranski schreibt, Kafka habe sich wegen der günstigen Dienstzeit bei der Versicherung beworben: 8 bis 14 Uhr. Daneben, so hoffte er, würde er genügend Zeit haben für das Schreiben. Er schreibt abends und vor allem nachts. 1917 erlitt er einen Blutsturz. Der Arzt diagnostizierte eine Lungentuberkulose. 1918 infizierte er sich mit der Spanischen Grippe. Sein Zustand wird schlechter. 1924 greift die Tuberkulose den Kehlkopf an. Er kann nicht mehr sprechen, bald auch keine Nahrung mehr zu sich nehmen. Am 3. Juni 1924 gegen Mittag stirbt Franz Kafka im Alter von 41 Jahren in einem Sanatorium in der Nähe von Wien.

Einer der meistgelesenen Autoren der Welt

Zu Lebzeiten war Kafka kaum bekannt. Er selbst schrieb sich immer wieder in Extase – nur um danach dem eigenen Werk zu misstrauen. Kafka litt unter Selbstzweifeln. Er beauftragte deshalb seinen Freund Max Brod damit, seinen gesamten Nachlass zu verbrennen. Doch Brod setzte sich über das Testament hinweg und veröffentlichte die Texte, alle, auch die Unfertigen, ja sogar die Tagebücher. Heute ist Kafka einer der meistgelesenen Autoren – und zwar nicht der deutschen Sprache, sondern der ganzen Welt. Er ist mittlerweile wohl auch der am meisten kommentierte Autor der Welt. Rüdiger Safranski schreibt deshalb, Kafkas Werk drohe «unter den Deutungen fast zu verschwinden».

Der hunderste Todestag von Kafka führt 2024 zu einer ganzen Flut von Veranstaltungen, Ausstellungen und Publikationen rund um Kafka. Ein Beispiel dafür ist «Ein Kafka-Projekt», das derzeit im Schauspielhaus Basel läuft. Die israelische Regisseurin und Choreographin Saar Magal setzt sich in szenischen Bildern zwischen Tanz und Schauspiel mit zentralen Motiven von Kafka auseinander: mit der Anfangsszene von «Der Prozess», als Josef K. ohne etwas Böses getan zu haben im eigenen Schlafzimmer verhaftet wurde. Mit der Relativität der Realität. Und natürlich mit der Verwandlung von Gregor Samsa, der sich eines morgens, als er «aus unruhigen Träumen erwachte» in seinem «Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt» findet. Es sind Szenen, die präzise jene Beklemmung schildern, wie ich sie als Jugendlicher immer wieder empfunden habe.

Pochende Elektrobeats und Videogame-Ästhetik

Ich war deshalb gespannt darauf, wie das Theater Basel dieses Gefühl auf die Bühne bringt – und wurde bitter enttäuscht. Was Kafka in zurückhaltenden, klaren Worten beschreibt, hatte das Theater in eine lärmige Performance verwandelt. Tänzer kletterten zu pochenden Elektrobeats an übergrossen Aktenschränken herum. Kafkas innere Bilder wurden in plakative Szenen mit der Ästhetik eines Videogames übersetzt. Kafkas Sprache war reduziert auf einzelne Sätze, sprachliche Versatzstücke, eingestreut zwischen zuckende Leiber tanzender Schauspieler, zur Hälfte auch noch auf englisch. Kafka als kakophonischer Videoclip.



Ich war enttäuscht und verärgert. Wie kann man nur so grob umgehen mit der Poesie von Kafka? Wie kann man die Traumbilder aus seiner inneren Welt herausreissen, auf eine Bühne zerrren und so plakativ und laut darstellen? Mit meinen Freunden konnte ich darüber nicht diskutieren. Sie haben nur gelacht und gesagt, dass ich alt würde. Theater müsse halt manchmal laut sein, sonst erreiche es die jungen Menschen nicht mehr. Die Videoclip-Ästhetik sei doch zeitgemäss. Dieser Strom von Bildern, Stimmen und Bewegungen – so würden junge Menschen Kafka halt heute erleben.

Kafkas Schnörkellose Sprache

Ich bin anderer Meinung. Es kann doch nicht sein, dass Theater nur noch aus Performance besteht. Für mich ist Schauspiel Sprache, Dialoge, eine Geschichte, so absurd sie auch sein mag. Hat das Theater das Vertrauen in die Sprache und ins Narrative verloren? Warum? Können Kafkas Texte im Jahr 2024 nicht mehr bestehen? Sind sie zu leise, zu langsam, zu alt, zu reizlos? Erreichen sie die reizüberfluteten Gehirne von uns heutigen Menschen nicht mehr? Nach dem Besuch der Aufführung im Theater Basel habe ich seit langem wieder einmal intensiv Kafka gelesen und mich gefragt, was er uns heute zu sagen hat.

Kafka ist heute vielleicht der einzige deutschsprachige Weltliterat. Seine Sprache ist schnörkellos. Dass die Texte über hundert Jahre alt sind, merkt man kaum oder höchstens an einzelnen Wörtern. Warum ist das so? Ich glaube, es liegt daran, dass Kafka nicht die äussere Welt abbildet, sondern Geschichten und Gleichnisse aus der inneren Welt erzählt. In dieser inneren Welt sind wir alle allein. Jeder erlebt sie für sich, seine Träume und Alpträume, die Gefühle und Ängste. Als Teenager hatte ich das Gefühl, ich sei der einzige, der sich fremd fühle in der Welt und Angst habe, sich in dieser Fremdheit zu verirren. Kafka war eine Offenbarung: Er schrieb, was ich empfand. Ich war nicht mehr allein mit meinem Gefühl des Alleinseins.

Gemeinsam sind wir weniger allein

Das ist das Paradoxe an den Texten von Kafka: Die Fremdheit, die er beschreibt, ist uns allen vertraut. Er schreibt vom Alleinsein, das wir alle empfinden, deshalb trösten gerade seine düsteren Texte. Weil er eine

innere Welt beschreibt, die keinem anderen zugänglich ist, nur jedem für sich, sind seine Texte universell.

Es ist diese Fremdheit und Entfremdung, die er beschreibt, die seine Texte so aktuell machen. Als Teenager habe ich mich vor mir selber fremd gefühlt. Heute sehe ich in seinen Texten jene Entfremdung mit der Welt, die ich empfinde. Mit der Welt, die uns umgibt: die Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten, die Hyperglobalisierung und ihre Folgen, die beschleunigte Medialisierung ... Natürlich schreibt Kafka nicht konkret davon. Er beschreibt aber präzise das Gefühl, nicht dazuzugehören. Wobei das falsch ausgedrückt ist. Er beschreibt das Gefühl nicht, er stellt es dar und lässt es entstehen. Ein Beispiel dafür ist eine ganz kurze Erzählung aus dem Nachlass. Titel: «Gibs auf!»

«Gibs auf!»

Es war sehr früh am Morgen, die Straßen rein und leer, ich ging zum Bahnhof. Als ich eine Turmuhr mit meiner Uhr verglich, sah ich, daß es schon viel später war als ich geglaubt hatte, ich mußte mich sehr beeilen, der Schrecken über diese Entdeckung ließ mich im Weg unsicher werden, ich kannte mich in dieser Stadt noch nicht sehr gut aus, glücklicherweise war ein Schutzmann in der Nähe, ich lief zu ihm und fragte ihn atemlos nach dem Weg. Er lächelte und sagte: «Von mir willst Du den Weg erfahren?» «Ja», sagte ich, «da ich ihn selbst nicht finden kann.» «Gibs auf, gib auf», sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.

Franz Kafka: Sämtliche Erzählungen. S. Fischer-Verlag: Frankfurt am Main, 1970; S. 358

Spüren Sie es auch? In mir entsteht beim Lesen dieses Textes diese unbestimmte Verzweiflung, die ich aus Träumen kenne, wenn ich die Türen nicht mehr finde und die Beine mir nicht gehorchen wollen. Ich bin unter Zeitdruck. Der Schreck über die Entdeckung, dass es schon viel später ist, als ich dachte, lässt mich unsicher im Weg werden. Das kenne ich gut. Ich verschätze mich oft in der Zeit. Das macht unsicher. Ich habe das Gefühl, alle anderen auf der Strasse haben die Zeit im Griff und kennen ihren Weg. Nur ich nicht. Also fragt das Ich in der Geschichte einen Schutzmann nach dem Weg. Ich lese diesen Schutzmann weniger als Vertreter einer Obrigkeit, denn als Vertreter der Gesellschaft, ein formalisierter Vertreter des Orts, in dem ich mich befinde. Dieser Schutzmann gibt mir keine Auskunft, sondern wendet sich ab wie jemand, der mit seinem Lachen allein sein will. Er schliesst mich also nicht nur von der Auskunft aus, sondern auch von seiner emotionalen Reaktion auf meine Frage. Er lässt mich stehen.

Formal perfekt

Die kleine Erzählung beinhaltet alles, was ich an Kafka liebe. Sie ist formal perfekt komponiert. Zum Beispiel nimmt die Zeichensetzung im ersten Teil die Atemlosigkeit im Angesicht des Schutzmanns vorweg. Vom Moment an, da das Ich die Zeit von der Turmuhr abliest, bis zum Moment, da das Ich den Schutzmann fragt, sind die Sätze nicht durch Punkte unterteilt, sondern nur mit Kommata – die Atemlosigkeit stellt

sich, lange bevor das Wort fällt, schon beim Lesen ein:

Als ich eine Turmuhr mit meiner Uhr verglich, sah ich, daß es schon viel später war als ich geglaubt hatte, ich mußte mich sehr beeilen, der Schrecken über diese Entdeckung ließ mich im Weg unsicher werden, ich kannte mich in dieser Stadt noch nicht sehr gut aus, glücklicherweise war ein Schutzmann in der Nähe, ich lief zu ihm und fragte ihn atemlos nach dem Weg.

Poetische Präzision

Der Schutzmann fragt zurück: *Von mir willst Du den Weg erfahren?* Die Satzstellung betont das «von mir». Ginge es nicht um den Schutzmann, sondern um den Weg, würde der Satz anders lauten. Etwa: **Den Weg willst Du von mir erfahren?** Oder: *Du willst den Weg von mir erfahren?* Dem Schutzmann geht es also nicht darum, was das Ich fragt, sondern wen es fragt. Das spiegelt genau diese Unsicherheit, die wir aus Träumen kennen und die uns manchmal auch in der realen Welt befallt: Aus unserer Sicht ist es doch logisch, dass wir den Schutzmann nach dem Weg fragen. Wenn der aber ungläubig zurückfragt, warum wir ausgerechnet ihn fragen, dann bedeutet das, dass es eine Gewohnheit oder eine Regel gibt, die uns fremd ist. Dadurch, dass der Schutzmann in seiner Rückfrage «von mir» betont, stellt sich beim Lesen jene eigentümliche Fremdheit ein, die wir auch heute angesichts einer verrückten Welt immer wieder empfinden. Auch hundert Jahre nach seinem Tod sind die Texte von Kafka deshalb so aktuell.

Das Werkzeug, das Kafka dafür benutzt, ist die Sprache: Er setzt sie mit poetischer Präzision ein. Deshalb hat mich das grelle und laute Kafka-Spektakel des Theater Basel so gestört: Kafka vertraut auf eine leise Sprache und es geht ihm um eine innere Welt. Verzückter Tanz und lärmige Musik decken diese Sprache zu.

Wenn Sie sich mit Franz Kafka beschäftigen möchten, dann greifen Sie zu seinen Texten. Auch und gerade im 100. Todesjahr. Als Einstieg empfehle ich Ihnen seine Erzählungen. Einige davon sind, wie «Gibs auf!», nur wenige Zeilen lang. Etwa «Zum Nachdenken für Herrenreiter». Kafka beginnt mit dem Satz: *Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.* und erklärt dann mit absurder Logik, warum es besser ist, zu verlieren. Es sind Erzählungen, die sich einem einprägen. Wie die Bilder eines starken Traums. Und wie jene lassen sie sich kaum fassen, bleiben rätselhaft. Das Gefühl der Absurdität und der Fremdheit, das sie vermitteln, trifft mich auch heute präzise ins Herz. Also: Lesen Sie Kafka!

Basel, 23. Februar 2024, Matthias Zehnder mz@matthiaszehnder.ch

PS: Nicht vergessen – [Wochenkommentar abonnieren](#). Dann erhalten Sie jeden Freitag meinen Newsletter mit dem Hinweis auf den neuen Kommentar, einen Sachbuchtipp, einen Tipp für einen guten Roman und das aktuelle Fragebogeninterview. Einfach [hier klicken](#). Und wenn Sie den Wochenkommentar unterstützen möchten, finden Sie [hier](#) die entsprechenden Möglichkeiten – digital und analog.

Quellen

Ein Kafka Projekt: <https://www.theater-basel.ch/de/einkafkaprojekt>

Kafka, Franz: Sämtliche Erzählungen. S. Fischer-Verlag: Frankfurt am Main, 1970

Kafka Festival 2024: <https://kafka2024.de/>

Leben im Labyrinth – Wie wurde Franz Kafka zum Weltliteraten? SWR2 Forum, 12.1.202, <https://www.swr.de/swr2/leben-und-gesellschaft/leben-im-labyrinth-wie-wurde-franz-kafka-zum-weltliteraten-swr2-forum-2024-01-12-100.html>

Safranski, Rüdiger: Kafka. Um sein Leben schreiben. Hanser: München 2024

Werden Sie jetzt **Unterstützerin, Unterstützer**
des Wochenkommentars!

Hier können Sie mit allen digitalen Zahlungsmitteln spenden oder
sich bequem zu Hause einen Einzahlungsschein ausdrucken:

<https://www.matthiaszehnder.ch/unterstuetzen/>